
"Netze und andere Verfänglichkeiten."

Vom Nutzen von Metaphern in
den Wissenschaften.

Rainer Leschke 2014

Inhalt

1.	Abstract	2
2.	Zur Kritik theoretischer Metaphorik	4
3.	Die geborgte Geschichte	8
4.	Die nicht zündende Metapher	9
5.	Die halbierte Metapher	10
6.	Die theoretische Aufladung der Metapher	14
7.	Die Kollateralschäden nomadisierender Metaphern	18
8.	Gefangen im Netz	24
9.	Literaturverzeichnis	26

1. Abstract

Die Einsicht, dass die Werkzeuge am Denken mitarbeiten, gehört zu den unbestrittenen Gründungsakten der Medienwissenschaft. Medien wurden mit einem Mal als dasjenige Moment wahrgenommen, dass am Denken immer schon mitgearbeitet hat, und diese Einsicht wirkte gleichsam befreiend, da sie eine solche Vielzahl neuer Zugriffe auf die verschütteten und verdrängten Materialitäten des Denkens boten, wie man sie kaum zu hoffen gewagt hatte.

Dass die Metaphern am Denken mitarbeiten, ist demgegenüber geradezu ein alter Hut, denn die Geschichte der Einsicht in die systematische Ungenauigkeit und die Kraft metaphorisch gestifteter Zusammenhänge ist zweifellos älter und entschieden weitreichender als die immer noch recht frischen Traditionen der Medienwissenschaft. Interessanterweise hat das Wissen um die notorische Unzuverlässigkeit der Metapher vieles bewirkt, es hat jedoch keineswegs ihre theoretische Wirksamkeit außer Kraft gesetzt. Den Medienwissenschaften mit ihrem Wissen um die eigene Gründungsgeschichte hätte äußerste Sensibilität im Umgang mit der Netzmetapher gut angestanden, dennoch hatten sie nichts Besseres zu tun, als sie bis zur bitteren Neige zu strapazieren und ihr noch so entfernte Analogien zuzuschustern. Dabei ist die Beschreibungsleistung der Netzmetapher für die zu analysierenden sozialen und kulturellen Phänomene eher dürfzig, ja in Teilen wird sie nicht nur schief, sondern geradezu falsch und ausgerechnet diese Teile werden mit Vorliebe für Legitimationsfiguren jedweder Couleur genutzt. Die Metapher des Netzes arbeitet also mit am Denken über das Netz und die sozialen Netzwerke und sie zeitigt in den mit ihrer Hilfe produzierten Einsichten systematische theoretische Effekte. Daher geht es im Folgenden um eine Rekonstruktion der Kollateralschäden eines metaphorischen Denkens in den Medienwissenschaften.

Das setzt allerdings voraus, dass man, wie es im Folgenden geschehen soll, von einer eigenständigen Leistung der metaphorischen Rede ausgeht. Diese Leistung bliebe aus, wenn man die Metapher in jedem Fall problemlos und vollständig durch eine eigentliche Rede substituieren könnte¹. Das Mitwirken der Metapher am Denken ist insofern strukturbildend und nicht durch das Denken selbst zu substituieren. Auch wenn die Arbeit der Metapher wesentlich in einer Verkennung, Verzerrung und unzulässigen Komplexitätsreduktion bestehen sollte, so handelt es sich dennoch um einen eigenständigen Effekt, die durch keine andere semantische Operation vollständig ersetzt werden kann. Dass diese Leistung theoretisch in der Regel negativ ausfällt, sie allerdings ebenso unbestreitbar eindeutige politische und pragmatische Vorzüge aufweist, lässt diesen Modus figürlicher Rede in der Theorie besonders interessant erscheinen. Von der Metapher jedoch wiederum als von einem „wesentlichen Mittel der Einsicht“ (Münker 1994, 7) zu sprechen,

¹ Zum Substitutionsproblem vgl. Seel 1990, 239 ff.

wie Orthega y Gasset das tut, hieße jedoch entschieden über das Ziel hinauszuschießen. Demgegenüber handelt es sich bei der metaphorischen Rede in der Theorie vielmehr um eine Politisierung von Theorie, die innerhalb des theoretischen Diskurses allein kaum zu erzeugen gewesen wäre.

2. Zur Kritik der theoretischen Metapher

Gelegentlich überrascht die Kraft und Dynamik, die die von Metaphern mittels ihrer Bildgebung stimulierten Evidenzeffekte auszulösen vermögen: Denn kollektive Metaphern sind gerade im Moment Ihres Aufkommens enorm überzeugend, ja sie können theoretische Erklärungen geradezu spontan durch sinnlich Evidentes substituieren, indem sie theoretischen Erklärungsbedarf instantan zu befriedigen scheinen, und sie vermögen theoretische Erklärungen auf ziemlich lange Dauer zu suspendieren, indem Sie die Reflexion zunächst einmal auf die in die Bildebene eingeschriebenen Fährten setzen. Kollektive Metaphern fungieren so als eine Art Erste Hilfe in der Theorie, die dann aber unweigerlich auch Diagnose, Eingriff, Kur und Genesung determinieren und das hat Folgekosten, selbst wenn man meint, ganz ohne Kur und Genesung auskommen zu können.

Gerade auch die Netzmetapher funktioniert als eine solche kollektive Metapher und sie dominiert mit der ihr inhärenten Bildlogik das Erfassen und Begreifen aller medialen Phänomene, die ihr in der letzten Zeit unterworfen wurden. Das strukturelle Risiko solcher kollektiven Metaphern, nämlich dass sie das Objekt, dass sie nur zu bebildern vorgeben, quasi von der Bildfläche zu verdrängen drohen, gilt nicht zuletzt auch für die Metapher des Netzes: Die durch die Bildebene und ihre assoziativen Filiationen ausgelösten Annahmen, Hypothesen und Fragen befeuern die Forschung, ohne dass das Objekt selbst, was immer das auch sein mag, noch großartig untersucht werden müsste. Der durch die endlosen Reflexionsversuche nomadisierende, bildlich motivierte Kurzschluss zwischen Phänomen und Metapher kann sich dabei geradezu zur Verhinderung von Erkenntnis auswachsen. Die anfänglich schlagende Überwältigung durch die Evidenz der Metapher kann somit einigermaßen riskante Folgen zeitigen, die ganze theoretische Felder zumindest mittelfristig zu paralysieren vermögen. Die Metapher arbeitet demnach am Verfertigen der Gedanken mit. Sie ist in diesem Sinne zumindest ein riskantes Medium des Denkens, wenn nicht Aktant des Denkprozesses selbst, allerdings ein Aktant, der eindeutig schnelle Lösungen privilegiert und der es vorzieht, selbst im Hintergrund zu bleiben. Insofern ist der Rückgriff auf eine Metaphorik in der Regel auch ein Akt der ersten Stunde, also ein theoriegeschichtlich charakteristisch frühes Phänomen.

Was also in solchen metaphorisch regulierten Konstellationen Not zu tun scheint, ist zunächst einmal eine theoretische Kritik der Metapher. Wie bei den meisten kollektiven Metaphern, verfügen auch die des Netzes über ein Leben lange vor der Theorie: Als Bezeichnungen von alltäglichen Objekten in einigermaßen exakten Kontexten stiften die Grundlagen der Metapher nur wenig Verwirrung. Die Irritierbarkeit geschieht mit der Übertragung, also der Dekontextualisierung und diese ist Bedingung der Leistung des zweiten Lebens von Bezeichnungen als Metaphern.

Metaphern sind in diesem Zusammenhang nichts anderes als in Bewegung versetzte Analogien. Die enorm eingeschränkte Anwendbarkeit von Analogieschlüssen ist ja hinreichend bekannt, dennoch funktioniert die Metapher nur, sofern von solchen Einschränkungen nach Kräften abgesehen wird. Die Unschärfe der Metapher und die strukturelle Unsicherheit des Schlusses ist daher Programm, ein Programm, dessen Risiken ebenso enorm sind wie die in Aussicht genommenen Gratifikationen. Die Vorteile liegen in der Geschwindigkeit und in der gedrängten Ikonizität. Die instantane Gegebenheit des metaphorischen Effektes markiert einen quasi digitalen Effekt: Er schaltet nämlich von Unwissen auf Klarheit und Selbstdurchsichtigkeit um, was nicht selten mit Erkenntnis verwechselt wird.

Übertragen auf die Logik der Metapher des Netzes bedeutet dies, dass die Beschreibung seiner Materialität durchaus unterschiedlichen Prämissen folgen kann: etwa Maschen, die ein Ganzes imaginieren lassen, oder aber Knoten und Kanten, die auf die Elemente abheben. Die Maschen sind in der Netzwerklogik offenbar ziemlich deplatziert, weil es zunächst einmal auf die Elemente anzukommen scheint, denn diese scheinen ja wenigstens einigermaßen durch soziale Subjekte und Medien zu besetzen zu sein. Das formästhetische Problem der Metapher sind die Konditionen, die man sich einhandelt, sobald man sie nur erst einmal in Gang gesetzt hat.

So sind Netze vor ihrer metaphorischen Reanimation zunächst einmal nicht für sich selbst da, sondern sie kennen stets ein anderes und dieses andere ist im Netz qua Maschengröße, also dem Abstand seiner Elemente, immer schon mitgedacht. Das andere ist zugleich konstitutiv nicht ein Element des Netzes selbst, sondern es bleibt wesentlich das ganz andere, eine Differenz, die immerhin von so gewaltigen Gegensätzen wie denen von lebendig und tot reguliert wird. Derartige Konditionen halten kaum eine Übertragung auf soziale Konstellationen aus, würden sie doch, machte die Analogie auch nur einigermaßen Sinn, anhand der Differenz sozial und nicht sozial unterscheiden, was für das intendierte Applikationsfeld alles andere als comod wäre, sondern geradezu eine Provokation darstellte. Das Soziale verhält sich also eher als Gegenbegriff zum Netz als dass es sich dadurch beschreiben ließe.

Ferner funktionieren Netze bekanntlich nur bei halbwegs verlässlicher Maschengröße und d.h., wenn sowohl Knoten als auch Kanten möglichst gleichförmig sind. In sozialen mehr noch als in medialen Umgebungen ist aber gerade die Gleichförmigkeit eine höchst unwahrscheinliche, ja geradezu kontrafaktische Annahme und die Konstruktion des bürgerlichen Subjekts ist etwas, was Gleichförmigkeit quasi per se ausschließt. Subjekt und Netz sind mithin tendenziell Gegenbegriffe, eine Gegnerschaft, die in der Übertragung der Netzmetapher zunächst einmal weitgehend verdrängt wird. Zugleich sind die Elemente des Netzes nicht austausch- oder umkehrbar: Aus Kanten werden keine Knoten und umgekehrt. Insofern sind für Netze Subjekte und Medien

untilgbar different, was die Angelegenheit für die ANT zumindest schwierig werden lässt, denn für diese sind wenigstens tendenziell alle Aktanten gleich.

Wenn man diesen ersten Befund zunächst einmal annimmt, dann spricht nur äußerst wenig für eine Verwendung der Netzmetapher in sozialen Konstellationen, denn man scheint sich vor allem eines, nämlich Schwierigkeiten dabei einzuhandeln. Nun handelt es sich aber gegen diesen Befund um eine äußerst erfolgreiche Metapher und d.h., es muss überzeugende Gründe für Ihre Verwendung geben. Wenn daher umgekehrt geschaut wird, welche Zusammenhänge es sind, die die Attraktivität der Netzmetapher ausmachen, dann ist es vor allem der vorgeschlagene Modus der Organisation von Elementen, Elemente, die in festen beschreibbaren Relationen zu einander stehen. Dass das erste Opfer des Aufstiegs des Netzes zur Metapher offenbar die Regelmäßigkeit ist, die quasi sofort unterschlagen wird, wird offenbar billigend in Kauf genommen. Das zweite Moment, das die Attraktion des Netzes als Metapher ausmacht, ist die fragile und doch offenbar enorm reißfeste Struktur. Die Kombination von Transparenz und Festigkeit übte schon auf Fritz Heider eine ziemliche Faszination aus, dennoch entschloss er sich zu einer metaphorischen Alternative, nämlich der Kette. Für Heider war dabei nicht das Medium das eigentliche, sondern das Objekt, das sich in ihm verflingt. Das Medium war in diesem Modell bekanntlich transparent, war dasjenige, was das Arrangement der Objekte mit unsichtbarer Hand regulierte.

Wenn die faktischen Strukturen in medialen Netzen eher nach Pyramiden oder Schichtenmodellen funktionieren (Stegbauer), dann erweist sich die Netzwerkmetapher schlicht als Ideologie. Der Widerspruch von unterschiedlicher Partizipation und Netzstrukturen ist konstitutiv und sprengt das Netzparadigma. Es gibt Subjekt und Objekt-Positionen und diese Positionen sind durchaus attraktiv und essentieller Teil des Funktionierens von sozialen Systemen und zugleich sind das wie auch immer modellierte Soziale und seine Elemente alles andere als untilgbar divers. Klar ist daher zunächst einmal nur eines, nämlich dass alles das nichts mit Netzen zu tun hat. Ein hierarchisiertes Netz funktionierte umgekehrt als Netz schlicht nicht. Netze operieren wie Ketten auf der Basis ihrer schwächsten Elemente oder Glieder. Soziale Netzwerke funktionieren über Hierarchie, Macht und die Unkenntnis genau dieser Strukturen. Und die Metapher sorgt dafür, dass es bei dieser Unkenntnis auch bleibt. Die Metapher arbeitet daher nicht nur am Denken mit, sondern zugleich auch an seiner Verschleierung.

Damit aber generiert die Netzmetapher einen systematischen Bedeutungsüberschuss, der für das neue Objekt, auf das die Metapher appliziert wird, streng genommen nicht brauchbar ist, da er keine Eigenschaften des Objekts beschreibt. Diese Aura mitgeschleppter und primär funktionsloser, da bindungsloser Bedeutungen ist aber auch nicht tilgbar. Sie ist immer schon da, sobald erst einmal das Spiel der Metapher in Bewegung versetzt worden ist. Nun könnte man versuchen, diese Aura überflüssiger Bedeutungen, da sie ja nun einmal nichts für die Beschreibung

des Objekts Belangreiches aussagt, nach Kräften zu ignorieren, um damit das sprichwörtliche Hinken der Metapher zumindest ansatzweise zu kaschieren. Man könnte jedoch genauso gut diese mitgeschleppte Bedeutungsaura quasi in einer Fortschreibung des ökologischen Gedankens einer Zweitverwertung zuführen, man könnte sie nutzen und genau das wird getan, zumeist mit besten ideologischen Absichten. Wenn man über einen Bedeutungspool verfügt, der primär funktionslos ist, da er keinerlei Beschreibungsleistung mehr zu erbringen im Stande ist, dann kann es bei der Verwertung nicht um eben diese Beschreibungsleistung gehen. Wenn jedoch der Überschuss in Mehrwert transferiert werden soll, dann kann es nur um den mit der Bedeutungsaura zugleich zur Verfügung gestellten Werthonizont gehen. Der Transfer spaltet so den Wert von der Bedeutung ab und fügt ihn den wenigen passenden Analogien, in denen sich Bedeutung und Wert als brauchbar erwiesen haben, hinzu. Die Zweitverwertung der Bedeutungsaura der Metapher sucht also den Werthonizont auszuschlachten und generiert dabei eine strukturelle Wertakkumulation. Da diese nicht gedeckt, sondern im Wesentlichen nur geborgt ist, wird mit dieser metaphorischen Wertakkumulation das Feld für Ideologien jeglicher Couleur eröffnet. Die Metapher muss dafür nur in einen zweiten quasi-theoretischen Kontext transferiert werden. Solange die Metapher auf der reinen Bildebene bleibt, ist sie harmlos, sie ist Illustration und generiert nicht den geringsten Erkenntniseffekt. Erst wenn Zusammenhänge der Bildebene mit Strukturen des anvisierten Objekts der Übertragung zusammengeführt werden, werden Erkenntniseffekte suggeriert, wiewohl es sich nur um eine Übertragung der Logik des Primärzusammenhangs handelt.

So funktioniert es etwa im Fall der Vernetzung. Die Bildebene stiftet mit der für Netze charakteristischen Kombination von Fragilität und Stabilität bzw. Offenheit und Stärke die Grundausstattung, die dann auf sämtliche Zusammenhänge des neuen Gegenstandes übertragen werden kann. Der Vernetzung folgt dann die Stärke und Haltbarkeit auf dem Fuße, so dass vernetzte Strukturen besonders stabil ausfallen sollten, was nichts anderes bedeuten kann, als dass sie wünschenswert sind. Wenn dann noch die anthropologische Annahme vom Menschen als einem sozialen Wesen hinzutritt, dann wird Vernetzung zum unbedingten Gebot. Der Umkehrschluss, dass nur vernetzte Sozialsysteme und Organisationen gute, weil menschliche Formen sozialer Interaktion sind, liegt dann mehr als nah. Dass Vernetzung durchaus auch hierarchische Strukturen nicht nur zulässt, sondern sie zugleich mittels des semantischen Überschusses jener Gleichheit, die Netzen von ihrer Bildebene her quasi gewohnheitsmäßig zugeordnet wird, flugs wieder tilgt und daher undenkbar werden lässt, ist dann ein solcher ideologischer Effekt der Übertragung. In Netzen ist Ungleichheit nur gegen die Bildebene und d.h. an sich nur schwer denkbar, wiewohl er konstitutiv für das Funktionieren jeglicher Netzwerke ist.

Man hat es damit mit einer gedoppelten Übertragung zu tun: nämlich der Bildübertragung von dem bezeichneten Objekt auf das qua Analogie assoziierte neue Objekt und der

Wertübertragung von der Bedeutungsaura auf einen assoziierten theoretischen Kontext. Beide Übertragungen operieren dabei mit charakteristischen Risiken: Die bildliche Analogie setzt immerhin eine recht hohe Kompatibilität der Kontexte und Bedingungen voraus, die nur selten gegeben ist. Dann ist aber jede Übertragung von Zusammenhängen und Implikationen auf den neuen Kontext einem enormen Risiko ausgesetzt. Der Werttransfer, der sich bei der Bedeutungsaura der Metapher bedient, ist in jedem Fall vollständig ungedeckt und daher systematisch ideologisch. Der Werttransfer produziert insofern ideologischen Überschuss, der mit den faktischen Strukturen nichts zu tun hat.

3. Die geborgte Geschichte

Die Netzmetapher ist bekanntlich alles andere als neu. Allein schon deshalb lässt sich nahezu jedes dieser Metapher unterworfene Phänomen bequem mit einer respektablen Geschichte ausstatten, indem die Geschichte der Metapher an die Stelle der Geschichte des Phänomens tritt. Die Metapher versorgt so jedes ihr neu unterworfene Element mit einer charakteristischen Historizität und schreibt sich gleichzeitig in dem Objekt, auf das sie appliziert wird, fort. Diese geborgte Geschichte, die quasi zur Grundausstattung jeder Metapher gehört, generiert einen eigenen Zusammenhang, wo ohne die Metapher zunächst einmal nichts ist. Attraktiv wird solches insbesondere bei ziemlich geschichtslosen, weil technisch neuen Phänomenen. Hier muss die Geschichte nicht erst mühsam über soziale, technologische und strukturelle Zusammenhänge rekonstruiert werden, sondern sie ist mit der Metapher quasi gleich dar. Das macht die Metapher gerade für neue Technologien so attraktiv. Neue Technologien müssen nämlich zunächst einmal enkulturalisiert werden, bevor sie überhaupt in Sozialsystemen funktionieren können, und solche Enkulturalisierungsprozesse sind im Fall von Medientechnologien durchaus langwierig, was allein schon deutlich wird, wenn man sich einmal den Weg, den Computerspiele von Pong bis zur Ehrenerklärung eines Kulturstaatsministers zurücklegen mussten, vergegenwärtigt. Wenn es jedoch gelingt, mittels metaphorischer Übertragung die Enkulturalisierung durch die Ausstattung mit metaphorischer Historizität zu beschleunigen, dann handelt es sich um eine echte Leistung der Metapher. Und im Falle des Netzes dürfte die beachtliche Geschwindigkeit und relative Reibungslosigkeit seiner Implementation durchaus etwas mit der Leistung der metaphorischen Übertragung zu tun haben. Die Metapher arbeitet also als kulturelles Handwerkszeug an der Enkulturation von Technologien mit. Die unvermittelte Technologie hat es demgegenüber erheblich schwerer.

Das Problem mit einer solchen geborgten Tradition ist allerdings, dass sie zu alldem, zu dem Traditionen normalerweise in der Lage sein sollten, gerade nicht in der Lage ist: Die Versicherungsleistungen, die Traditionen normalerweise für Sozialsysteme erbringen, gelten im

Falle der metaphorischen Übertragung allenfalls bedingungsweise. Metaphern stabilisieren zunächst einmal auf der Bildebene durch die Herstellung von Kohärenzen, denen nur sehr begrenzt Sachlogiken zugrunde liegen. Den Kohärenzen droht daher auch mit jedem Problem, das auf der Sachebene auftaucht, die Kündigung und in diesem Falle ist die Leistung der Metapher vollständig verloren, d.h., die Reflexion muss bei Null anfangen, ja sie hat zunächst einmal den metaphorischen Müll beiseite zu räumen, um überhaupt an die Dinge selbst gelangen zu können. Unter diesen Umständen ist die metaphorische Übertragung also der Reflexion eher hinderlich. Metaphern haben daher in der Regel theoretisch allenfalls eine begrenzte Haltbarkeit. Sobald sie erst einmal ausgereizt und das Geschäft der Enkulturalisierung nach Kräften angeschoben haben, erzeugen sie durch ihr systematisches Scheitern bei der Behebung von Problemen ebenso zwangsläufig Irritationen, die letztlich nur von theoretischen Interventionen, die sich entschieden zögerlicher beim metaphorischen Handwerkszeug bedienen, wieder zu beseitigen sind.

4. Die nicht zündende Metapher

Foucault operiert bei seinem Versuch, den ziemlich diffusen Begriff des Dispositivs zu schärfen, bekanntlich mit der Metapher des Netzes:

„Was ich unter diesem Titel festzumachen versuche ist erstens ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturelle Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebensowohl wie Ungesagtes umfaßt. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann.“ (Foucault 1978: 119f.)

Ganz abgesehen davon, dass er implizit zwischen Netz und den von ihm verbundenen Elementen unterscheidet, was allein schon die Wirksamkeit der Metapher begrenzt, blieb diese Beschreibung des Dispositivs mithilfe der Netzmetapher erstaunlich folgenlos. Die Identifizierung des Dispositivs mit dem Netz ist offenbar vollkommen unschuldig. Da es noch kein materielles Korrelat gibt, auf das die Metapher sonst noch übertragen werden könnte, beschränkt sich alles auf das Dispositiv und die Bebilderung seiner Strukturen. Das Netz bleibt reine Metapher und zündet damit nicht. Unter den Konditionen des Web 2.0 gewinnt die Metapher jedoch durch die Materialität zunächst einer technischen Infrastruktur und dann einer Softwarelösung ein neues zusätzliches Analogon: Es geht wenigstens scheinbar nicht mehr allein um eine Struktur, sondern es geht um eine wie auch immer materiell repräsentierte Struktur und das verstärkt und stabilisiert den durch die Metapher ausgelösten Evidenzeffekt. Foucaults Zusammenhang von heterogenen Elementen jedoch bleibt gerade in der Verbindung der Elemente erstaunlich unterbestimmt, so dass die Metapher nahezu das einzige Indiz für den Zusammenhalt außerhalb der Theorie bleibt. Dass dann, als diese Metaphorik zwanzig Jahre später, nachdem für die entsprechende medientechnologische Infrastruktur gesorgt war und diese zufällig denselben Namen erhalten hat,

Furore machen sollte, Foucaults Beschreibungsversuch nahezu vergessen war und kaum etwas ferner lag als der Bezug zwischen medialen Netzen und Foucaultschen Dispositiven, macht deutlich, dass Metaphern, die ausschließlich der Illustration von Strukturen dienen, ziemlich schnell wieder in Vergessenheit geraten können. Ganz anders sieht das allerdings bei Metaphern mit einem materiellen Korrelat aus: Hier funktioniert die Übertragung wesentlich nachhaltiger dadurch, dass mit dem materiellen Objekt der Übertragung eine stabile Verbindung eingegangen wird.

„Gerade die explizite Modellübertragung kann nicht außer Acht lassen, dass sich biologisch-metaphorisierte Algorithmen in der konkreten Ingenieurstätigkeit von ihren anfänglichen Metaphern weit entfernen: »understanding nature and designing useful systems are two very different endeavours«. Und doch zeichnen sich Kulturtechniken des Modellierens dadurch aus, metaphorische Transfers und Gedankenexperimente handhabbar zu machen.“ (Giessmann (Schwarm), S.180)

Immer dann, wenn Kulturwissenschaftler ein ‚und doch‘ implementieren, dann suchen sie zu verschleiern, dass ihnen der Übergang alles andere als klar ist. Der Transfer des Modells geschieht offenkundig nach ziemlich labilen und vor allem wenig transparenten Regeln. Die Transfers sind so vollkommen ungewiss und werden einzig durch die Bildebene zusammengehalten.

Die metaphorische Überbrückung des Unwissens führt zu genau jener Unschärfe, die der Begriff einstmals abbauen sollte. Wenn Shannon und Weaver angetreten sind, das Rauschen in Netzen auf den Begriff und damit handhabbar zu machen, so führt die Remetaphorisierung der Kulturwissenschaften eben jenes Rauschen, das einst gebannt werden sollte, wieder ein und eröffnet durch kalkulierte Ungenauigkeit und Unschärfe eine scheinbare Anschlussfähigkeit, die jedem denkbaren Rezipienten signalisiert, man rede insgesamt von demselben, ohne es dann auch wirklich tun zu müssen.

5. Die halbierte Metapher

Nun handelt es sich beim Netz nur um das semantische Vorprodukt, also die Vorstufe der handelsüblichen Semantik, mit der wir es aktuell zu tun haben, denn es ist in den Gefilden des Web 2.0 nicht ausschließlich von Netzen, sondern vor allem von Netzwerken die Rede. Dieses Kompositum stellt immerhin einen Hybrid zwischen einer Metapher und einem Begriff dar. Dabei ist das Werk zumindest in hermeneutischen Kontexten eine einigermaßen definierte Kategorie, was für kulturwissenschaftliche Ambitionen an sich schon einigermaßen erstaunlich ist, und das lässt vermuten, dass man es mit einer ziemlich zentralen Begrifflichkeit zu tun hat. Das Werk unterliegt wenigstens als Begriff zunächst einmal einem Imperativ der Geschlossenheit, bezeichnet es doch jene emphatisch in einem Künstlersubjekt rückversicherte Einheit, aus der jedes einzelne Element dieses Werkes allererst seine Bedeutung erhält. Insofern wird das an sich offene Netz mittels des Werkbegriffs implizit wieder geschlossen und zugleich mit einer Determinante, also einem Subjekt

versorgt. Wir haben es also bei Netzwerken rein begrifflich mit - wie Althusser das einmal nannte - Strukturen mit Dominante zu tun und damit haben wir uns schon ziemlich weit von der metaphorischen Ausgangskonstellation entfernt. Das semantische Hybrid Netzwerk ist zweifellos enorm anschlussfähig, lässt es doch sowohl geschlossene wie offene Strukturen, Strukturen, die durch Subjekte determiniert werden, und solche, die ohne Subjekte auskommen, und d.h. nahezu alles denkbar werden, solange es nur auf irgendeine Art verbunden ist. Das Netzwerk, das als Kompositum zur Bezeichnung von auf recht verschiedene Arten verbundenen und geschalteten Infrastrukturen diente, ist in seiner bei der Konstruktion vermutlich kaum beachteten Polysemie und ungeheuren Anschlussfähigkeit als Terminus genauso beliebt wie nichtssagend. Netzwerke können nahezu alles sein. Und wenn dem dann noch die diversen semantischen Satelliten hinzugefügt und die Netzwerke horizontal, lokal, regional und global werden, dann hat man zwar das Kompositum Netzwerk zur näheren Bestimmung oder aber zur Erhöhung der Anschlussfähigkeit mit zusätzlichen Kopplungen versehen, aber die Unschärfe des Begriffs hat dabei zugleich kaum bekannte Ausmaße angenommen, wie man etwa bei Castells sehen kann:

„interactive computernetworks“ (Castells 2000, 2) „electronic equivalent oft the Maoist tactics“ (Castells 2000, 6), „global networks of instrumentality“ (Castells 2000, 21), „global networks of wealth and power“ (Castells 2000, 24), „networking capability“ (Castells 2000, 44), „science fiction enthusiasts‘ messaging network“ (Castells 2000, 46), „local area networks“ (Castells 2000, 48), „regional networks“ (Castells 2000, 48), „grassroots networks“ (Castells 2000, 49), „networking logic“ (Castells 2000, 52), „network of technological and business linkages“ (Castells 2000, 65), „openness as a multi-edged network“² (Castells 2000, 75f.), „global network of interaction between business networks“ (Castells 2000, 77), „the network state“ (Castells 2000, 111), „the network model“ (Castells 2000, 174), „horizontal networks“ (Castells 2000, 174), „web of alliances, agreements, and joint ventures“ (Castells 2000, 175)

Insofern handelt es sich bei dem Terminus Netzwerk nicht nur um keinen Begriff, sondern selbst als Metapher ist die Angelegenheit von kolossaler Unbestimmtheit³. Man hat es hier bei Castells mit mehreren, einander wesentlich widersprechenden Isotopieebenen zu tun, die dann auch noch zusätzlich nahezu beliebig durch Attribute angereichert oder spezifiziert werden können. Das Ergebnis ist ein Allbegriff, der alles und nichts auszusagen vermag. Netzwerk ist damit

² „In sum, the information technology paradigm does not evolve towards its closure as a system, but towards its openness as a multi-edged network“ (Castells 2000, 75f.) System und Netzwerk werden daher als Gegenbegriffe aufgefasst. Zugleich taucht bei Castells der ähnlich unbestimmte Begriff des Clusters (Castells 2000, 35) auf, der den ohnehin diffusen Begriff des Netzwerks noch weiter verwässert. Man könnte vor diesem Hintergrund von einem relativ bestimmten Begriff des Netzwerks ausgehen. Eine weitere Metapher, die in diesem semantischen Feld auftaucht, ist die des Schaltkreises „electronic circuit“ (Castells 2000, 102).

³ Es erstaunt angesichts dieses Befundes umso mehr, wenn Empirikerinnen noch nicht einmal auf die Idee kommen, Netzwerke könnten nicht als Begriff verwendet werden. Haas und Mützel (vgl. Haas; Mützel 2008, 52) sehen eine solche metaphorische Verwendung als Kategorie in ihrem empirischen Befund gar nicht erst vor, was die systematische Beschränkung des Ansatzes deutlich macht und zwangsläufig ein ziemlich falsches, nämlich eher sientifisches Bild der soziologischen Netzwerkforschung liefert, das deren Selbststilisierung systematisch verdoppelt.

kein theoretischer Begriff, sondern eine politische Kategorie (vgl. Münkler 1994), die für eine geneigte Stimmung und die notwendigen Allianzen zu sorgen hat. Es geht weder um eine Beschreibungsleistung noch um Erklärung, sondern um die Evokation je nach Geschmack positiver oder negativer Affekte.

Denn selbst im Kontext der ursprünglichen Beschreibungsabsicht war der Terminus bereits erschreckend unkonkret. Er beschrieb zunächst einmal nichts weiter als die Verbundenheit eines Typs von Infrastruktureinrichtungen – Wasser, Gas, Verkehr, Elektrizität, Telefon⁴ usw. -, ganz unabhängig davon, ob es sich um horizontale oder vertikale Netze oder aber Kombinationen aus beiden handelte. Der Netzwerkbegriff umfasst also unterscheidungslos sämtliche Distributionsstrategien, mit denen die Mediensysteme der letzten drei Jahrhunderte gearbeitet haben, ohne auch nur ansatzweise zwischen den unterschiedlichen Distributionsformen zu diskriminieren. Für Netzwerke sind alle Distributionssysteme, über die die Medien historisch verfügt haben, prinzipiell gleich gut. So macht der Netzwerkbegriff keinen Unterschied zwischen Distributions- und Kommunikationsmedien und d.h., er liefert für sämtliche Debatten der Organisation von Medien des letzten Jahrhunderts keinen relevanten Unterschied, so dass die erstaunliche Karriere des Netzwerkbegriffs synchron zum Aufstieg von Web 1.0 und 2.0 von seiner Beschreibungsleistung her gesehen vollständig unverständlich ist.

Der medienstrategische Impuls, der sich von Brechts Unterscheidung zwischen Distributions- und Kommunikationsmedien über Enzensbergers Differenzierung von emanzipatorischem und repressivem Mediengebrauch bis hin zu Flussers Abgrenzung von „fascistischen⁵ und demokratischen⁶ Medien mit ihren charakteristischen Distributionsformen fortschrieb, der sich damit über mehrere technische Generationen von Medien, also vom Rundfunk⁷ über das Fernsehen bis hin zu Computernetzwerken erhalten hat, verschwindet in der Unterscheidungslosigkeit und strukturellen Großzügigkeit von Netzwerken vollkommen. Daher findet nichts weniger als das meiste, was den Medienwissenschaften wichtig ist, innerhalb von

⁴ Im Übrigen verfügt als einziges historisches Netzwerk das Telefon überhaupt über interaktive Strukturen, was die Nützlichkeit des Netzwerkbegriffes zusätzlich einschränkt.

⁵ „Die Medien bilden von den Zentren, den Sendern ausgestrahlte Bündel. „Bündel“ heißen lateinisch „fasces“. Die Struktur der von technischen Bildern beherrschten Gesellschaft ist demnach fascistisch, und zwar ist sie fascistisch nicht aus irgendwelchen ideologischen, sondern aus „technischen“ Gründen. So wie die technischen Bilder gegenwärtig geschaltet sind, führen sie „von selbst“ zu einer fascistischen Gesellschaft.“ (Flusser 1985, 53)

⁶ „Sollte es nicht gelingen, diesem viziösen Zirkel [den der sich selbst verstärkenden kommunikativen Situation der Massenmedien; R.L.] Knüppel zwischen die Beine zu werfen, dann rollt die Kommunikationssituation der Errichtung einer totalitären Massengesellschaft entgegen. Und das ist „höllisch“, weil in einer solchen Lage die Kommunikation in ihr Gegenteil umschlägt: anstatt mit anderen zu verbinden, um dem Leben einen Sinn zu geben, wird sie zur totalen Vereinsamung und Sinnlosigkeit des Lebens führen.“ (Flusser 1974, 223 f.)

⁷ So gibt es etwa zwischen Kabelnetzwerken für die Rundfunkversorgung und Wasserleitungsnetzen keinen prinzipiellen Unterschied.

Netzwerken und vollkommen unabhängig von diesen statt. Die „Netzwerkgesellschaft“ hat bestenfalls eine vermutete Bedeutung, der Terminus selbst sagt jedoch schlicht gar nichts aus, ist doch in diesem Sinne jede bekannte historische Gesellschaft eine Netzwerkgesellschaft, da doch die Mitglieder sozialer Systeme in der Regel auf die ein oder andere Art miteinander verbunden sind und mehr ist von diesem Begriff schlicht nicht gedeckt.

Was soll also dieser semantische Boom, wie ist die enorme Karriere dieser Metapher zu erklären, die immerhin dazu auserkoren zu sein scheint, den aktuellen Typ von Sozialsystemen zu beschreiben, wenn sie doch selbst nichts aussagt? Die Funktion solcher Passepartout-Begriffe liegt letztlich in ihrer politischen Leistung⁸: Alle können mit Netzwerken etwas meinen, ohne auch nur ansatzweise genötigt zu sein, sagen zu müssen, was sie denn nun konkret aussagen wollen und d.h., es lässt sich nahezu jedem Objekt jede beliebige normative Bewertung überstülpen und jede erdenkliche Verbindung mittels Analogie herstellen, ohne dass man groß begründen müsste, warum man was wie zu bewerten oder zu verknüpfen sich bemüßigt fühlt. Die Metapher hält nicht nur die ganze Breite normativer Urteile aus, mehr noch: sie liefert für jedes mögliche Urteil zugleich eine passende semantische Aura. Dass sie dabei jeglichem Argument, also ebenso gut affirmativen wie negativen, auf die Füße hilft, wird bei der eifrigen Bedienung der metaphorischen Maschine meist schlicht vergessen. Der Netzwerkmetapher gelingt es damit indifferent und deterministisch zugleich zu sein, ein Kunststück, was bislang noch die wenigsten Metaphern geschafft haben.

Die metaphorische Maschine funktioniert nicht zuletzt über den enormen Abstand ihrer verschiedenen Isotopieebenen: Die horizontale Organisation von Netzwerken bildet den Horizont für die Phantasien von Gleichheit, Autonomie, Interaktivität, Subversion und Unangreifbarkeit. Der Werkbegriff insinuiert die hinlänglich bekannte Eloge auf das bürgerliche Subjekt und seine sozialen und ästhetischen Effekte. Das Netz wiederum legt Sicherheit, Stabilität und Macht bei vergleichsweise geringen Kosten nahe. Die Gegenseitigkeit der Verknüpfungen bildet den Hintergrund für Interaktivität und universelle Beteiligung. Die universale Verbundenheit des Netzwerks wiederum fungiert als Modell des Sozialen, gleich ob es als Albtraum oder aber als Erlösung wahrgenommen wird. Dass Netzwerke durchaus hierarchisiert sein dürfen, ja dass sie sogar über nur einen einzigen Knoten verfügen können, macht sie mit jeder denkbaren Machtstruktur von der rabiaten Diktatur bis hin zur egalärtesten Basisdemokratie kompatibel und offen für jegliche Projektion.

⁸ Münker beschreibt zentrale Strukturen von in politischen Kontexten notorisch Verwendung findenden Metaphern, bei denen man es mit einer spezifischen Form von Komplexitätsreduktion (Münker 1994, 127) zu tun hat. Die politische Leistung einer theoretischen Metapher liegt demgegenüber noch einmal auf einem anderen Feld: Es handelt sich nicht um die Komplexitätsreduktion politischer Zusammenhänge durch semantisch motivierte Analogieschlüsse, sondern es handelt sich um die politische Bedeutung von theoretischen Komplexitätsreduktionen bei Aussagen über soziale oder technische Zusammenhänge.

Die universelle Kopplung, die der Begriff zuwege bringt, leistet insofern selbst das, was er zu beschreiben angetreten war: Nämlich die indifferente Verknüpfung von allem und jedem und daher auch dessen, was jeweils als passend erachtet wird. Die jeweiligen Ein- und Ausschlüsse werden dann über die Zulassung oder Tilgung einzelner Isotopieebenen für jegliche Aussageintention passgenau hergestellt. Mit der Netzwerkmetapher hat man damit nichts weniger als eine Allzweckwaffe, die in allen denkbaren Kontexten einsetzbar ist und von sämtlichen Intentionen belebt werden kann.

6. Die theoretische Aufladung der Metapher

Nach all dem, was die Netzwerkmetapher so zu bieten hat, verwundert eigentlich nur eines noch, nämlich dass man auf die erstaunliche Idee kommen kann, mit ihr eine Theorie machen zu wollen. Die Metapher scheint ja zu so ziemlich allem das Zeug zu haben, nur nicht zu begrifflicher Strenge und damit zur Theorie. Denn als Begriff mit einigermaßen festgeschriebener Bedeutung ginge sie immerhin ihrer gesamten Reaktions- und Bindungsfähigkeit verlustig und damit dem, was sie als Metapher ausmacht. Die Metapher, sofern sie nicht als politische Kategorie fungiert, büßt so in theoretischen Umwelten zwangsläufig all das ein, was sie als Metapher so attraktiv werden lässt. Wenn Netzwerke partout als Grundlage von Begriffsbildung und Theorie dienen sollen, dann wären zunächst einmal sämtliche Polysemien zu beseitigen, die angedeuteten Isotopieebenen auf eine einzige zu reduzieren und die politischen Anschlüsse zu kappen. Selbst nach einer solchen Katharsis liefe man immer noch Gefahr, dass der Begriff mit der nomadisierenden Metapher verwechselt werden könnte. Es handelte sich also selbst im günstigsten Fall um eine ziemlich ungeschickte Wahl.

Nun kennt die Akteur-Netzwerk-Theorie gemäß der Devise, extra ecclesia non salus est⁹, nur einen einzigen theoretischen Ort, nämlich den eigenen. Und den hat dann auch noch Latour für sich selbst reserviert. Für alle anderen, und das schließt Anhänger durchaus ein, ist die Einschränkung theoretischer Ambitionen obligatorisch¹⁰. Selbst theoriegeleitete Analyse ist eben keine Theorie und für solche Fälle gelten nicht nur mildernde theoretische Umstände, sondern es

⁹ Ohnehin handelt es sich bei Akteur-Netzwerk-Theorie um einen sehr katholischen Theorietyp, der systematisch dogmatisch organisiert und genau einen Ort der Wahrheit kennt, der von der Theorie selbst besetzt gehalten wird.

¹⁰ Es handelt sich um einen geradezu katholischen Modus der ‚Theoriebildung‘: Theoretische Einsichten werden an einen Ort gebunden und damit zentralisiert. Die Konsequenz ist das Dogma und die Forderung, dass die Anhänger sich vornehmlich in Bescheidenheit zu üben hätten. Insofern wird implizit ein erfolgreiches Organisationsmodell einer sozialen Institution auf die Selbstorganisation der Sozialwissenschaften übertragen. Dass diese Wissenspyramide dann für den Handelnden nicht besonders gut ausgeht, versteht sich quasi von selbst: „Wenn es von einem Akteur heißt, er sei ein *Akteur*-Netzwerk, unterstreicht dies vor allem, dass er die Hauptquelle der Unbestimmtheit über den Ursprung der Handlung darstellt - ... Wie Jesus am Kreuz sollte man von Akteuren stets sagen. „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.““ (Latour 2007, 82)

wird für die Beschreibungsebene geradezu ein Theorieverbot ausgesprochen. Der ganze Kult, den die ANT um die Beschreibung¹¹ (Latour 2007, 210ff.) einschließlich ihrer pathetischen Aufwertung zur „empirischen Metaphysik“ (Latour 2007, 119) getrieben wird, dient allein der Sicherung jenes ebenso obskuren wie verbotenen Ortes der Theorie. Gemäß diesem Schisma zwischen Theorie und Beschreibung verfügt auch das Netzwerk bei Latour über zwei Existenzformen: nämlich die als Begriff und die als Beschreibung von einer ‚Kette‘¹² bzw. einem Zusammenhalt von konkreten Handlungs- und Ereignissequenzen. In dem Moment, in dem jedoch „eine soziale Erklärung (...) nicht erforderlich (ist)“ (Latour 2007, 171), wird der Begriff obsolet und es bleibt einzig die Beschreibung übrig, die „ein Netzwerk aufzeichnet“ (Latour 2007, 223). Netzwerk und Beschreibung sind insofern komplementär und der Begriff ist – so scheint es – unterwegs abhandengekommen.

Und wenn Latour schlussendlich doch noch auf die eingeführte und gebräuchliche Semantik des Netzwerks reagiert, dann tut er dies auf der Ebene der Beschreibung und nicht auf der des Begriffs. Zunächst unterscheidet er dabei technische von organisatorischen Netzwerken¹³ und beschreibt dann auf dieser Grundlage Castells Modell der Netzwerkgesellschaft als den Versuch, beide Netzwerktypen mittels einer von digitaler Technologie provozierten Intuition – also metaphorisch und nicht theoretisch – miteinander zu kombinieren. Allerdings liegen beiden Netzwerktypen und auch ihrer Kombination spezifische Logiken, also Verknüpfungen und Verknüpfungsverbote, zugrunde, die Latour, der nicht nur bereit ist, sich mit ‚flachen‘ Beschreibungen (vgl. Latour 2007,) zufrieden zu geben, sondern der dieses geradezu zum Programm zu machen gewillt ist, eher fremd sein dürften. Statt also an diese konventionelle Bedeutung von Netzwerk anzuknüpfen, wird der Terminus beibehalten, wiewohl man ihn aufgrund seiner Mehrdeutigkeit „schon seit langem hätte aufgeben sollen“ (Latour 2007, 224). Dass solche großen Gesten wie die einer schuldigen Aufgabe in der Regel auf das Gegenteil dessen abzielen, was sie aussagen, ist hinreichend bekannt. Es wäre theoriestrategisch ein Leichtes und jederzeit machbar gewesen, wenn man den Terminus hätte aufgeben wollen, dieses auch zu tun, es

¹¹ Das retardierende Moment dieses Kults wird auch medienhistorisch vom Kult des Notizbuchs (Latour 2007, 232ff.) widergespiegelt, handelt es sich doch ausgerechnet um die älteste bekannte Aufzeichnungsform, die hier bemüht wird.

¹² Wenn es ernst wird, wechselt Latour gerne die metaphorische Basis und geht vom Netzwerk zur Kette (Latour 2007, 186) über. Aus dem prinzipiell entschieden komplexeren Netzwerk wird dann die einfache Sequenz, die ohne eine Vielzahl von Verknüpfungen, unterschiedlichen Assoziationslogiken und Interferenzen auskommt. Wenn der Bericht sich mit der ‚Kette‘ begnügt, dann greift er, wenigstens was Netzwerke anbelangt, theoretisch immer schon zu kurz.

¹³ „Die eine sind natürlich die technischen Netzwerke - Elektrizität, Eisenbahn, Kanalisation, Internet und so weiter. Die zweite Bedeutung wird in der Organisationssoziologie verwendet, um einen Unterschied zwischen Organisationen, Märkten und Staaten einzuführen. Hier stellt das Netzwerk eine informelle Weise dar, menschliche Handlungsträger miteinander zu assoziieren. Wenn Castells (2000) den Ausdruck verwendet, verschmelzen die beiden Bedeutungen, denn Netzwerk wird nun zu einem privilegierten Organisationsmodus, gerade aufgrund der Erweiterung der Informationstechnologie.“ (Latour 2007, 225)

sei denn, man hätte genau von jener Intuition Castells und der politischen Nützlichkeit der Metaphernmaschine profitieren wollen. Latours Rekurs auf die Netzwerksemantik versucht so die Chancen einer ausufernden Metaphorik zu nutzen, ohne ihren Obligationen nachzukommen oder sie wenigstens anzuerkennen. Als Beschreibungsmuster, das einer materiellen Struktur zugleich aufsitzt und sie zu verdrängen sucht, wird hier der klassische Fehler interpretativer Diskurse¹⁴ fortgeschrieben, die systematisch nicht zwischen Beschreibungs- und Objektsprache zu differenzieren vermögen, wobei noch vorausgesetzt werden müsste, dass die Beschreibung ihr Objekt wenigstens einigermaßen trifft. Abgesehen von der politischen Nützlichkeit der Metaphernmaschine soll es jedoch bei Latour auch noch sachliche Gründe für die Beibehaltung des Terminus geben, nämlich:

- „a) Eine Punkt-zu-Punkt Verknüpfung wird hergestellt, die physisch nachvollziehbar ist und so empirisch nachgezeichnet werden kann;
- b) eine solche Verknüpfung lässt das meiste, was *nicht* verknüpft worden ist, leer, wie jeder Fischer weiß, wenn er sein Netz ins Meer wirft;
- c) diese Verknüpfung wird nicht mühelos und kostenfrei hergestellt, sie verlangt Anstrengung, wie jeder Fischer weiß, wenn er sein Netz auf dem Quai repariert.“ Latour 2007, 229f.)

Mal abgesehen von der ausführlichen Inanspruchnahme der Chancen der Netzmetapher, die selbstverständlich auch hier hinkt, kommt es dem Fischer doch in der Regel auf das an, was sich im Leeren verfängt, und nicht auf das Netz¹⁵, so hält sich das Brauchbare der Metapher doch in äußerst bescheidenen Grenzen: nämlich denen einer selektiven „Punkt-zu-Punkt-Verknüpfung“, die sich einem Herstellungsprozess verdankt. Dafür hätte nun wirklich nicht die Metaphernmaschine angeworfen werden müssen, eine einfache Beschreibungssprache hätte vollkommen ausgereicht, zumal der Zusammenhang der Elemente sich ohnehin nicht der Netzmetapher selbst verdankt, sondern ein Element theoretischer Konstruktion und daher schlichtes Surplus ist.

¹⁴ Die auffällige Nähe Latours zu elementaren hermeneutischen Praktiken ist nicht nur in dem Kontext des drohenden Zusammenfallens von Objekt- und Beschreibungssprache und der dadurch evozierten systematischen Schwierigkeit, in den mit so viel Aplomb versehenen Berichten überhaupt etwas aussagen zu können, zu bemerken, sondern eben auch in seiner notorischen Affinität für ‚Unbestimmtheiten‘ jedes nur denkbaren Typs, die er wieder mit der hermeneutischen Sinnsetzungspraxis gemein hat. Auch das Theorie-Analyse-Verhältnis funktioniert nach dem hermeneutischen Modell: die manifeste Theoriefeindschaft der Analyse reproduziert sich im Kult des Berichts. Das Ganze dann auch noch als Form der Empirie zu annoncieren, ist eine durchaus amüsante Volte. Zur Logik der hermeneutischen Praxis vgl. Leschke 200 ???.

¹⁵ Ohnehin genügt die Erläuterung einer Metapher und erst recht der Versuch, aus dieser einen Begriff machen zu wollen, durch ein In-Gang-Setzen eben dieser Metapher oder wenigstens von Teilen dieser selbst noch nicht einmal den elementarsten Regeln der Argumentation, handelt es sich bei der Bestimmung von etwas durch sich selbst doch um eine schlichte Tautologie.

Nun bleiben die Probleme, die man sich mit der Latourschen Variante der Metapher eingehandelt hat, gerade in der Analyse bestehen, ja sie verdoppeln sich auf dem Feld der Medien naturgemäß geradezu. Wenn das Netzwerk der Beschreibung und die Struktur des Objekts strukturhomolog ausfallen, wie sie das bei sozialen Netzwerken oder dem Internet nun einmal tun, dann implodiert die Aussagemöglichkeit solcherart applizierter Theorie in der schlichten Tautologie: Ein Netzwerk ist ein Netzwerk, ist ein Netzwerk, ist Ohnehin ist die Reaktion auf Überkomplexität nicht durch Komplexitätsreduktion¹⁶, wie das aus guten Gründen die meisten bekannten Theorieangebote tun, sondern durch Beschreibung und hartnäckige Insistenz auf eben dieser Komplexität sowie dem steten Nachweis der Verluste der Reduktionsoperationen, einigermaßen hilflos. Sie ist detailverliebt und erklärungsschwach, was gerade angesichts von Phänomenen, wie einer softwarebasierten Formatierung von Subjekten oder solchen, die sich dafür halten, geradezu provokant sein dürfte. Die ritualförmige Zurückweisung von Tiefenstrukturen wird spätestens dann problematisch, wenn sie Element der Technologie selbst und zugleich die Basis von Verknüpfungen sind. Gleichzeitig befindet sich die Herrschaft über die Verknüpfung, nämlich die Macht, Verknüpfungen herzustellen oder auch zu unterbinden, in der Regel in der Hand von äußerst spezifischen Akteuren und das Vertrauen in die Selbstorganisation und Eigenmächtigkeit der Akteure, die sie zugleich zu Autoritäten der Selbstbeschreibung promovieren soll, wirkt eher naiv. Akteure sind solcherart keineswegs gleich in Hinsicht ihrer Assoziationsmächtigkeit und insofern unterscheiden sich mediale Netzwerke wenig von den klassischen Strukturen der Macht, die die von Latour so obsessiv desavouierte klassische Soziologie¹⁷ zu analysieren suchte.

Insofern fällt die Bilanz des theoretischen Potentials der Metapher erwartungsgemäß eher schwach aus: Die polysemische Verfransung der Metapher, die mit unterschiedlichen Isotopieebenen gleichzeitig operiert, lässt sie allenfalls nach einer semantischen Rosskur für die

¹⁶ Münkler hat darauf aufmerksam gemacht, dass das Prinzip der Metapher selbst in einer Komplexitätsreduktion bestehen kann, wenigstens wenn sie auf komplexe theoretische, soziale oder historische Strukturen angewendet wird: „Politische Metaphern zielen auf Komplexitätsreduktion; ...“ (Münkler 1994, 127) Insofern inhäriert der Metapher durchaus ein theoretisches Moment oder ein theoretischer Impuls. Allerdings unterscheidet sich der Modus der Komplexitätsreduktion und das wiederum hat theoretische Relevanz: Die theoretische Komplexitätsreduktion ist durch theoretische Strukturaussagen kontrolliert, die metaphorische funktioniert über Analogie und ist daher prinzipiell unkontrollierbar. Man muss insofern präzisieren: Bei der Metapher handelt es sich um eine quai-theoretische Komplexitätsreduktion, was unter der Voraussetzung, dass Ideologien unvollständige Theorien sind, bedeutet, dass es sich um eine ideologische Komplexitätsreduktion handelt.

¹⁷ Latours Strategie, mittels universeller Negation den letzten, theoretisch noch unbesetzten Ort zu finden und diesen dann einzunehmen, ist wissenschaftshistorisch ein Zeichen für gealterte und d.h. weitgehend ausdifferenzierte Systeme. Insofern haben die Akteur-Netzwerk-Theorie, das Fracking und der Italo-Western durchaus etwas miteinander gemein: Sie sind das Resultat weitgehend abgegraster Felder und der Versuch, noch aus den aussichtslosesten Positionen heraus Profit schlagen zu wollen. Erst dann machen auch unsinnige Verknüpfungen und Verbote Sinn.

Theorie überhaupt geeignet erscheinen. Castells als dezidiertem Nicht-Theoretiker¹⁸ fehlt selbst noch der Blick für eine derartige Notwendigkeit. Er operiert damit begrifflich naiv, zumal anders seine integrative Subsumtion solch disjunkter Phänomene wie Medientechnologie, globale Ökonomie, Biotechnologie und Medienkultur kaum erfolgreich unter einen Begriff¹⁹ zu subsumieren gewesen wäre. Die semantische Unschärfe pflanzt sich so in der systematischen Unterbestimmtheit von Theorie fort. Umgekehrt trägt die Akteur-Netzwerk-Theorie kaum etwas zur Aufhellung der Sache selbst bei, sondern sie gibt sich mit einer Art Imperativ der Deskription und der sorgfältigen Sortierung von Notizbüchern zufrieden.

7. Die Kollateralschäden nomadisierender Metaphern

Kollateralschäden entstehen immer dann, wenn Metaphern ernst genommen werden, wenn mit ihnen also uneigentlich operiert wird: Sie fungieren dann als Begriffe, ihren qua Analogie gestifteten Verbindungen wird Beweislast unterstellt und Folgerungen werden gezogen, denen es an jeglicher Grundlage außer eben der Analogie selbst fehlt. Sobald Metaphern also theoretische Positionen zugebilligt werden und von ihnen über die bloße Illustration hinaus Gebrauch gemacht wird, ihnen also theoretische Lasten auferlegt werden, ist das Desaster bereits vorprogrammiert. Diese unbescheidene Inanspruchnahme der Metapher tritt zumeist keineswegs zufällig ein, sondern sie resultiert in der Regel aus einer theoretischen Verlegenheit: Es fehlt am Modell zur Erklärung von Zusammenhängen, der Strukturierung dieser Zusammenhänge oder auch nur an der dafür erforderlichen Logik, meist fehlt es den Akteuren an allen drei. Die Überstrapazierung der Metapher resultiert also aus theoretischen Defiziten und ist keineswegs eine theoretische Leistung. Die in die Irre gehende Metaphorik ist so ein Kollateralschaden unzureichender

¹⁸ „Manuel Castells ist stolz darauf, kein Theoretiker zu sein. In einem Interview mit Occupied London sagt er: „Ich finde es wichtig, dass man kein geschlossenes theoretisches System aufbaut, das doch nur dem Zweck dient, sich auf dem intellektuellen Markt der Gesellschaftstheorie seinen Anteil zu sichern. Ich gehe immer wieder ans Zeichenbrett zurück. Es macht viel mehr Spaß, neuen sozialen Formen und Prozessen nachzuspüren, als mit Worten zu spielen. Theoretiker sind meistens ziemliche Langweiler. Lauft nicht in so eine Falle. Lebt in der Praxis, nicht in euren Büchern. Bleibt nah an den Fakten, stellt eure eigenen Fragen, entwickelt euer eigenes Konzeptmodell und nehmt euch, was auch immer ihr dafür gebrauchen könnt. Worte oder Konzepte, die auch die Autoren selbst nur halb verstehen, solltet ihr einfach ignorieren. Flieht aus den Theoriekursen, der letzten Zuflucht des intellektuellen Landadels. Schaut euch um und versucht, die Welt zu verstehen, wie sie ist, eure Welt. Und verändert euch. An dem Tag, an dem ihr aufhört, euch zu verändern, seid ihr im Grunde tot. Leben ist Veränderung.“ Er sagt weiter: „Ihr braucht keine kunstvollen Wörter. Macht die Dinge einfach, sie sind normalerweise einfacher als eure Konzepte. Einige Sozialwissenschaftler nutzen die Abstraktion nur, um ihren Status zu erhöhen, nicht ihr Wissen.““ (Lovink 2012, 95) Derartige anti-theoretischen Affekte hegt ja nicht nur Castells, sondern auch Latour sieht sie als Grundausstattung für seine Adepten vor. Das Operieren mit Metaphern stellt in diesem Sinne eine definitiv nicht-theoretische, sondern eine politische und wenn man Glück hat eine ästhetische Operation dar.

¹⁹ Interessant ist, dass ausgerechnet bei der Beschreibung wissenschaftlicher und ökonomischer Strategien und Prozesse die Netzwerkmetapher offenbar selbst bei Castells an ihre Grenzen gelangt und ihr Termini wie etwa der des Clusters zur Hilfe eilen müssen, selbstverständlich ohne die mindeste theoretische Absicherung. (Vgl. u.a. Castells 1996, 35)

Theoriearbeit und davon gibt es mehr als genug gerade in jener Phase, wenn neue Technologien neue Fragen stellen und Antworten erwarten, über die man einfach noch nicht verfügt. Die Überstrapazierung der Metapher kann aber auch schlicht politische Gründe haben, etwa dann, wenn für ein neues Medium ein Markt geschaffen werden soll. Dann sorgen wohlfeile Metaphern für die ideologische Begleitmusik und richten den Blick auf die metaphorisch heraufbeschworene Utopie.

Dass dann solche vor der Zeit mobilisierten Phantasien in der Regel das Schicksal aller Utopien teilen, indem sie sich nur zu schnell nicht als valide theoretische Beschreibungen von Sachverhalten, sondern als interessierte Fortschreibungen eines erwünschten Status quo erweisen, würde, wäre es nicht an sich schon klar, spätestens bei Licklider und Taylors Projektionen deutlich, mit denen sie die Geburt des neuen Mediums begleiten. Bei ihnen erhält der vernetzte Computer den Status der höchsten medial überhaupt herstellbaren Natürlichkeit und er ist demgemäß nicht nur für eine intensivere Kommunikation²⁰, sondern für Erlösungen aller Art bis hin zur Beseitigung von Arbeitslosigkeit²¹ zuständig. Das Motiv der Natürlichkeit des neuen Mediums wird dabei direkt aus seiner Netzstruktur abgeleitet, die mittels Interaktivität und Verbindung die Erhaltung lebendiger Kommunikation²² gewährleiste. Wenn das Netz so als quasi natürliche Form sozialer Assoziation²³ betrachtet wird, die nicht nur das Denken, sondern eben auch menschliches Gruppenverhalten aufrechterhält, dann legt das nicht nur die prinzipielle Passung von Medium und Sozialstruktur nahe, sondern das Netz wird zugleich zur Struktur, die das Maß jeglicher einigermaßen erfolgversprechenden Beschreibung von Sozialstrukturen vorgibt. Die Theorie von Computernetzwerken wird damit, so lässt sich folgern, zur optimalen Beschreibung von Sozialsystemen. Dass die Grundlage all dieser forcierten Projektionen von Ingenieuren auf die technische Struktur eines erst im Entstehen begriffenen Mediums die Ideologeme der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts mit ihren Subjektkonstrukten, ihren Vorstellungen von Freiheit und Kreativität sowie ihrer Sozialutopie einer freien Assoziation freier Subjekte bilden, liegt ebenso auf

²⁰ „In a few years, men will be able to communicate more effectively through a machine than face to face.” (Licklider; Taylor 1968, 21)

²¹ „Unemployment would disappear from the face of the earth forever, for consider the magnitude of the task of adapting the network’s software to all the new generations of computer, coming closer and closer upon the heels of their predecessors until the entire population of the world is caught up in an infinite crescendo of online interactive debugging.” (Licklider, Taylor 1968, 40)

²² „Creative, interactive communication requires a plastic or moldable medium that can be modeled, a dynamic medium in which premises will flow into consequences, and above all a common medium that can be contributed to and experimented with by all.“ (Licklider, Taylor 1968, 22)

²³ „Society rightly distrusts the modeling done by a single mind. Society demands consensus, agreement, at least majority. Fundamentally, this amounts to the requirement that individual models be compared and brought into some degree of accord. The requirement is for communication, which we now define concisely as „cooperative modeling“ -cooperation in the construction, maintenance, and use of a model.” (Licklider; Taylor 1968, 22)

der Hand, wie die Enttäuschungen, die derartig überreizten Erwartungen zwangsläufig folgen mussten.

Dass der Medienontologe Flusser den Projektionsleistungen von Ingenieuren kaum nachstand und am Horizont²⁴ nichts weniger als ein neues Denken aufkommen sah, das sich der medialen Stimulation von Computernetzwerken verdanken sollte, sorgt letztlich nur dafür, dass die Enttäuschungen sich auf demselben Niveau fortsetzen. Auf seine eigene unnachahmlich spekulative Art ist Flusser dabei noch radikaler als selbst Latour, reduziert er doch die Fläche, mit der sich dieser noch begnügen wollte, zum Punkt. Aber letztlich kommt es darauf auch nicht an, geht es doch um die von Metaphern mobilisierten Phantasien, Erwartungen und Projektionen. Flusser feiert jene Komplexität, der Latour sich eher kleinlich mit Beschreibungen und Notizbüchern zu Leibe zu rücken sucht, mit einem Kult des Unbeschreiblichen²⁵, der wiederum nicht weit von jenen „Unbestimmtheiten“ Latours entfernt ist. Das, was die neuen Kommunikationsnetze und insbesondere ihre Verschaltung versprechen, ist nichts weniger als ein neues Denken²⁶ und ein passendes Bewusstsein²⁷, die Realisierung uralter Freiheitsphantasien²⁸, die Versorgung mit neuen Erlebnissen und Erfahrungen²⁹ sowie eine Art vernunftgesteuerter Gelehrtenrepublik³⁰. Dass ausgerechnet jenes freie Netz sich einmal als der bestverwaltetste Kommunikationsraum erweisen würde, konnte Flusser zweifellos nicht ahnen, es zeigt jedoch

²⁴ „Vor unseren ungläubigen Augen beginnen alternative Welten aus den Computern aufzutauchen: aus Punktelementen zusammengesetzte Linien, Flächen, bald auch Körper und bewegte Körper.“ (Flusser 1991a, 272)

²⁵ „Gerade daß es unbeschreiblich ist, ist das Neue am Neuen, und das heißt, daß das Neue am Neuen gerade die Sinnlosigkeit ist, es erklären zu wollen. Die Aufklärung hat sich ausgelaufen, und es ist nichts mehr am Neuen zu erklären.“ (Flusser 1989, 148)

²⁶ „Beim Überholen des Alphabets wird sich das Denken vom Sprechen emanzipieren, andere nicht-sprachliche Denkarten (mathematische und bildnerische, vermutlich auch völlig neue) werden zu noch ungeahnter Entfaltung kommen.“ (Flusser 1989, 65) „Zwar ist es richtig, daß das lineare Denken mit seinen linearen Rechtschreibregeln (etwa die Boolesche Logik oder das historische Bewußtsein vom freien Willen) dem multidimensionalen und dabei quantischen Denken nicht gerecht wird, aber ist etwa die lineare historische Zeit mit ihrer Kausalität und ihrer Fortschrittlichkeit nicht eine unter den vielen Dimensionen der neuen Raumzeiterfahrung?“ (Flusser 1989, 148)

²⁷ „Es geht bei diesem Übergang aus den alten Lesarten in die neue um einen Sprung aus dem historisch wertenden, politischen Bewußtsein in ein kybernetisches, sinngebendes, spielerisches Bewußtsein. Mit diesem Bewußtsein wird künftig gelesen werden.“ (Flusser 1989, 85)

²⁸ „Wenn man den Menschen als negativ entropische Tendenz definiert, dann wird dort der Mensch zum ersten Mal tatsächlich Mensch sein, nämlich ein Spieler mit Informationen; und die telematische Gesellschaft, diese „Informationsgesellschaft“ im wahren Sinn dieses Wortes, die erste tatsächlich freie Gesellschaft.“ (Flusser 1985, 80)

²⁹ „Unsere Erlebnisse, Erkenntnisse, Werte und Handlungen werden sich dadurch ins Unermeßliche erweitern und vertiefen. Dieser utopischen Sicht eines freien, exakten, klaren und distinkten, schöpferischen Auges steht jedoch einiges entgegen. An erster Stelle wohl unsere eigenen Denkkategorien, welche uns hindern, den Sprung ins Abenteuer zu wagen.“ (Flusser 1989, 31 f.)

³⁰ „Man wird weder arbeiten noch Werke schaffen, und in diesem Sinn wird sich die Gesellschaft der platonischen Utopie nähern: Alle werden Könige sein, alle werden in der Schule (Muße) leben, alle werden philosophieren.“ (Flusser 1985, 125)

zumindest die enormen Risiken solcher technikgetriebenen und metaphorisch aufgeladenen Spekulationen auf.

Was zugleich deutlich wird, sind die enormen Verzweigungsmöglichkeiten, die von der Metaphernmaschine eröffnet werden: Punktverknüpfung oder Fläche, Beschreibung oder Unbeschreiblichkeit, Subjekt oder Kollektiv, Freiheit oder Gefängnis alles das lässt die Metaphernmaschine problemlos zu. In jedem Fall ist die Metapher selbst nichts anderes als ein Instrument der Vernetzung und diese verfährt einigermaßen wahllos, solange nur irgendetwas Analoges aufgetrieben werden kann, das politisch oder ideologisch ins Bild passt. Dann lassen sich nach Belieben Verbindungen von neuronalen zu sozialen und von diesen wiederum zu technischen Netzen konstruieren, ohne dass überhaupt ein sachlicher Zusammenhang nachgewiesen werden müsste. Die Bewertung der analogen Verknüpfung ist - wie angedeutet - ein sekundärer Prozess, der je nach Interesse und Position positiv oder negativ ausfallen kann.

Nun ist man aber mit der Netzmetapher quasi in einer zirkulären Konstellation gefangen: Denn wenn der Metapher als Metapher selbst ein strukturelles Vernetzungspotential und damit eine Art Netzlogik inhäriert, dann wird mit der Netzmetapher diese Struktur gleichsam nochmals kopiert. Von daher passt die Netzmetapher ziemlich genau, ja sie ist vertraut, bevor sie überhaupt aufkommt und sie wird damit quasi zur Metapher par excellence.

Ein weiterer Kollateralschaden der Netzmetapher ist die Idee, Netzwerke würden gleichsam eine natürliche Affinität zu einer partizipatorischen Kultur³¹ aufweisen. Angekoppelt wird das Ganze von Jenkins an die Isotopie des Netzes von Gleichheit, Verteilung und Gegenseitigkeit: niedrige Barrieren, Engagement und wechselseitige Unterstützung, individuelle Bedeutsamkeit – wenigstens als Knoten – und Kollaboration, Zirkulation und Verteilung, (soziale) Verbundenheit und Integration sind allesamt Motive, die sich dieser Isotopie mühelos zuordnen lassen. In dem Moment, in dem diese Motive auch noch normativ positiv aufgeladen werden, lässt sich das Netz als eine durch und durch positive Organisationsstruktur begreifen und wenn dann noch das Ganze auf soziale Beziehungen transferiert wird, und das wird fortgesetzt gemacht, indem die Motive sozial formatiert und attribuiert werden, dann wird das Netz automatisch zum technologischen Vorschein einer optimalen Gesellschaft. Letztlich lässt sich Jenkins hierbei zu einem kaum verhohlenen Technikdeterminismus³² hinreißen, wobei es letztlich die Metaphorik selbst sein

³¹ „A participatory culture is a culture with relatively low barriers to artistic expression and civic engagement, strong support for creating and sharing one’s creations, and some type of informal mentorship whereby what is known by the most experienced is passed along to novices. A participatory culture is also one in which members believe their contributions matter, and feel some degree of social connection with one another (at the least they care what other people think about what they have created).“ Jenkins

³² „Participatory culture is emerging as the culture absorbs and responds to the explosion of new media technologies that make it possible for average consumers to archive, annotate, appropriate, and recirculate media content in powerful new ways.“ Jenkins

dürfte, die ihm diesen Schluss von Technik auf Kultur überhaupt erst ermöglicht hat, wird er doch kulturwissenschaftlich in der Regel als äußerst dubios angesehen, so dass er versüßt werden muss. Die Metaphorik kulturalisiert Technologie geradezu und sie sorgt zugleich für die erforderliche Passung zwischen den beiden so verschiedenen Sphären. Die Analogie leistet quasi die Vorarbeit, die dann von Autoren wie Jenkins nur noch dankbar aufgegriffen werden muss. Dass kaum eines der obigen Motive als eine ernsthafte Beschreibung sozialer Praktiken im Netz und in Netzwerken angesehen werden kann, versteht sich von selbst.

Dass dieser ganze metaphorisch stimulierte Transfer dann auch noch problemlos von der Gesellschaft auf Bildung ausgedehnt werden kann, demonstriert Faßler:

„Heute, unter Bedingungen von Web 2.0, Internet Next Generation oder Social Software, zerren Phantomschmerzen und Realängste an der nationalen und kulturellen Bildung ‚des Individuum‘. Ermöglichen die Binnenverhältnisse der digitalen Netzwerke, die Aktivitäten der Produser, der User Generated Contents, von einer erzieherischen, hinführenden Unterweisung (also *educatio*), von kompetenter Vorbereitung außerhalb digitaler Netze zu sprechen? Wir müssen Bildung neu denken, als richtungslose aber kooperative, selektive und nachbarschaftliche Denkfähigkeit, egal wie abstrakt und anonym diese Nachbarn sind. Es geht um kollaterale Denkfähigkeit als zivilisatorische Anforderung.“

Sämtliche dem neuen Bildungsbegriff vorgeschriebenen Ziele: Die „richtungslose aber kooperative, selektive und nachbarschaftliche Denkfähigkeit“ bedienen sich bei der bereits von Jenkins bekannten Isotopie, kurz man hat es schlicht mit einem metaphorisch induzierten Bildungskonzept zu tun, und es gibt nur weniges, was noch fragwürdiger wäre.

„Computer, das Universum vernetzter Datenkanäle, von Mikroclustern der Festplatte bis zum Internet, sind ein transklassisches System, wie es Gotthard Günther ansprach, nichtlinear, wie Heinz v. Foerster betonte. Will heißen, es ist kein soziales Unterprogramm, aus dem bekannte Gesellschaft entsteht. Was in ihm geschieht, ist weder durch Gesellschaft einheitlich vorbereitet, noch sind die Akteure darauf aus, eine Gesellschaftsähnlichkeit oder (gar Nationalkultur) zu erzeugen.“ (Faßler)

Wenn nun die Netzstruktur partout als transklassisch und nicht linear beschrieben werden soll, wobei beides mit Bedacht konkret von Faßler nie versucht wurde, weil Beschreibung über metaphorische Zuschreibungen hinaus für seine Zwecke vollkommen überflüssig wäre, dann dient das Ganze lediglich dazu, die Neuheit des technologisch evozierten Sozialsystems mit hinreichendem Nachdruck zu versehen. Ob das Neue dann als soziale Utopie wie bei Jenkins oder wie bei Faßler als etwas, das an die Stelle des für obsolet erklärten Sozialen tritt, aufzufassen ist, ist letztlich eine Geschmacksfrage. Von der Elastizität der Metapher sind beide Positionen voll gedeckt.

Dabei verfällt Faßler wie schon Jenkins und Flusser vor ihm, aber auch die ganzen anderen Akteure, die auf diesem Feld unterwegs sind, wie Rheingold, Lanier und Turkle, in einen impliziten Technikdeterminismus. Technologie ist nicht nur qua metaphorischer Verlinkung kulturalisiert worden und damit geradezu zwangswise zum Guten und Gegenstand sozialer Utopie mutiert, das

allein reicht nicht aus, sie muss auch zum Subjekt der historischen Dynamik gemacht werden, da der herrschenden Kultur und bestehenden Sozialsystemen eine solche Dynamik offenbar nicht mehr zugetraut wird. Das Mediensystem wird solcherart zum Hilfsmotor einer bis dato ausgebliebenen sozialen Bewegung. „... digitale Netze sind globale Anthropotechnik, ungerichtet und ohne institutionellen Bildungsauftrag.“ (Faßler ???) was heißt, dass Technik da ist und macht, indem sie Bedingungen von Kommunikation schafft, ohne kulturelle Kontrolle und pädagogisches Interesse. Aber offenbar ist das alles nicht so schlimm, wie man es aufgrund der notorischen Technikphobie der Kulturwissenschaften eigentlich erwarten müsste, denn in diesem Fall erweist sich Technologie glücklicherweise einmal als das Gute.

„Berücksichtigt man, dass die Lebendigkeit der Informationsnetzwerke in auswählenden, gruppierenden, problem-lösenden oder problem-stellenden Interaktivitäten besteht, und diese in hoher Geschwindigkeit erfolgen, könnte man der These folgen, digitale Netze unterliefen die Reflexivität. Aber dies ist wissenschaftlich nicht haltbar. Vielmehr entstehen Reflexionsmodi, die im Projekt, im Netzwerk, in der Community ihre Besonderheit entwickeln. Die Gruppe (Population) zieht Reflexion an, und gibt zugleich dem Einzelnen die Aufforderung weiter, über die Ergebnisse der Gruppe ‚nachzudenken‘.“ (Faßler)

Das Netz als Technologie induziert mithin unabweisbar ein neues Denken, das sich dann als eine Art medienvermittelte kollektive Reflexivität decouvriert und damit im Ergebnis nicht sonderlich überrascht.

Dass es derartige technologiegetriebenen und metaphorisch adaptierten Erzählungen auch mit negativem Vorzeichen gibt, demonstrieren Lanier, Turkle und Lovink, ohne dass sich am argumentativen Prinzip das mindeste ändern müsste. Die aus der Gleichheit und Grenzenlosigkeit der Verknüpfungen resultierende Freiheit wird dann selbstverständlich missbraucht³³, so dass ihr kulturelle Zügel angelegt werden müssten, und die Analogie von Denk- und Netzstrukturen wird zur Gefahr für das Denken selbst. Lanier, Turkle und Lovink, allesamt allmählich ins Abseits geratene frühe Ak- und Profiteure des Netzes, erzählen alles, was nach ihnen kommt, statt als Erlösungsgeschichte dann in guter pädagogischer Tradition als Verfallsgeschichte³⁴ und sie gehen dabei von den hinreichend bekannten Isotopen aus, nur dass diese nun mit einer negativen Praxis konfrontiert werden. Der kaum minder bekannte Reflex besteht dann in der pädagogischen

³³ „Nach wohlerzogenen Teilnehmern können wir im Web 2.0 lange suchen. Das Internet ist ein Nährboden für extreme Meinungen und Nutzer, die es darauf anlegen, Grenzen auszutesten. Wenn dieser virtuelle Raum angeblich eine Oase der Freiheit ist, dann schauen wir mal, was wir uns hier so leisten können.“ (Lovink 2012, 28)

³⁴ „Der Aufstieg des Web war eine der seltenen Gelegenheiten, die uns neues, positives Wissen über menschliche Möglichkeiten vermittelt haben. Wer hätte (zumindest anfangs) gedacht, daß Millionen von Menschen soviel Mühe auf ein Projekt verwenden würden, und das ohne Werbung, kommerzielle Motive, Strafandrohungen, charismatische Gestalten, Identitätspolitik, Ausnutzung von Todesängsten und sonstige klassische Motivatoren der Menschheit. In großer Zahl taten Menschen etwas gemeinsam, nur weil es eine gute und schöne Idee war.“ (Lanier 26f.)

Kompensation: Aus der ins Negative entglittenen Konstellation erwächst ein Bildungsauftrag³⁵, der auf eine kulturelle Zügelung der durchgegangenen Technologie hinausläuft.

8. Gefangen im Netz

Dass metaphorische Reisen gelegentlich mit Schiffbrüchen enden, wusste bereits Blumenberg, und bei der Reise der Netzmetapher scheint ein solcher geradezu unausweichlich. Weder Erlösung noch Verfall werden ernstlich eintreten und d.h. sämtliche Spekulationen gehen unterschiedslos am Gegenstand vorbei und auch die Notizbücher sind vollgestopft mit vollkommen überflüssigen Beobachtungen. Der Gegenstand, der erst noch zu bilden ist, denn das Netz ist als kulturelles Phänomen noch längst nicht fertig, wird solcherart per se verfehlt. Das macht weiter nichts, werden doch auf diese Art stets die Leitplanken gebildet, die Sozialsysteme für neue Technologien entwickeln, um sie kulturell und sozial handhabbar zu machen.

Das ganze Geraune und Metapherngeklingel hat zwar nichts mit Wissenschaft zu tun, es ist deshalb aber noch längst nicht überflüssig. Es eröffnet kulturelle Anschlussmöglichkeiten und damit kulturelle Räume, in denen das neue Medium Platz greifen kann. Denn in den panischen Kontroversen von Albträumen und Heilserwartungen bildet sich ein pragmatisches kulturelles Einverständnis über medienkulturelle Praktiken und damit ein Medium heraus. Es handelt sich um den Geburtsakt einer Medienkultur, wie wir schon so viele erlebt haben. Erst danach hat die theoretische Arbeit überhaupt ein Objekt, über das sich zu sprechen lohnte. Die Befürchtungen und guten Wünsche der Geburtshelfer sind dabei nichts weiter als das, was sie sind, und d.h., sie mögen zwar der Befindlichkeit gut tun, aber sie sind schlicht nicht maßgebend.

Dass es noch keine einigermaßen überzeugende allgemeine Netztheorie gibt, ist insofern alles andere als erstaunlich. Doch hier hilft, wie schon Hegel wusste, kein lautes Lamentieren³⁶, sondern einfach anzufangen.

³⁵ „Bildung ist bislang eher ein Thema für Forschungen im Bereich Creative Industrie und Cultural Studies, die die gängige Internetnutzung mit dem Argument verteidigen, dass das Bildungssystem und die Berufswelt von der Unterhaltungsindustrie und partizipatorischen neuen Medien, wie zum Beispiel Spielen, »lernen« sollten. Der Ansatz des INC bietet zu diesen wohlmeinenden Programmen, ohne dabei das progressive Potential des Internets aus den Augen zu verlieren, eine Alternative - eine, die sich vor allem auf die Neutralisierung von Ängsten richtet und für öffentliche Investitionen in die Digitalisierung, wie die Nutzung von Computern in Schulklassen, einsetzt, über den Weg der Reformierung von Regulierungstechnikstrukturen und regierungspolitischen Rahmenbedingungen. Der Netzkritik geht es nicht um gesteigerte Computernutzung. Der Punkt hier ist, die Macht der Konzeptentwicklung als solcher zu verstehen und sich daran zu beteiligen. Es geht darum, Wege zu finden, wie die Konzeptentwicklung sowohl in Programmcode wie in die gelebte Praxis implementiert werden kann, von Bräuchen und Kultur bis zu neuen Formen von Organisation und Einkommen.“ (Lovink 2012, 101f.)

³⁶ „Warum gibt es nach gut zwei Jahrzehnten noch keine (allgemeine) »Internettheorie«? Sind wir alle schuld daran? Wir brauchen eine zeitgemäße Netzwerktheorie, die die schnellen Veränderungen reflektiert und die kritischen und kulturellen Implikationen der technischen Medien ernst nimmt.“ (Lovink 2012, 34) Offenbar sieht sich Lovink selbst dazu außer Stande und er scheint Recht damit zu behalten.

Netzwerkanalysen werden immer dann interessant, wenn sie Verzerrungen gegenüber der Metaphorik aufzeigen und d.h., wo sie metaphorisch signalisierte Strukturen wie Gleichheit, Symmetrie und Transparenz geraderücken. Damit aber arbeitet die Analyse von Netzwerken geradezu gegen die Metaphorik und d.h., Wissenschaft beginnt dort, wo die Metaphorik aufhört.

9. Literaturverzeichnis

Althusser, Louis ():

Castells, Manuel (1996): The Rise of the Network Society. The Information Age: Economy, Society and Culture. Volume I, 2nd ed, Malden, Oxford, Carlton 2000.

Latour, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Eine Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt a.M. 2007.

Leschke, Rainer (2008): Vom Eigensinn der Medienrevolutionen. Zur Rolle der Revolutionsrhetorik in der Medientheorie. In: Grampp, Sven; Kirchmann, Kay; Sandl, Marcus; Schlägel, Rudolf; Wiebel, Eva [Hrsg.]: Revolutionsmedien – Medienrevolutionen. Konstanz 2008, S. 143-169.

Leschke, Rainer (2010): Medien und Formen. Zu einer Morphologie der Medien. Konstanz 2010.

Lovink, Geert (2012): Das halbwegs Soziale. Eine Kritik der Vernetzungskultur. Bielefeld 2012.

Haas, Jessica; Mützel, Sophie (2008): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie in Deutschland. Eine empirische Übersicht und theoretische Entwicklungspotentiale. In: Stegbauer, [Hrsg.]: Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften. 2. Aufl., Wiesbaden 2010, S. 48-62.

Münkler, Herfried (1994): Politische Bilder, Politik der Metaphern. Frankfurt a.M. 1994.

Seel, Martin (1990): Am Beispiel der Metapher. Zum Verhältnis von buchstäblicher und figürlicher Rede. In: Intentionalität und Verstehen. Hrsg. v. Forum für Philosophie Bad Homburg. Frankfurt a. M. 1990, S. 237-211.